

Jürg Scheibler

Predigttext: Markus 12, 1-12

Der Weinberg und die Pächter

Und er begann in Gleichnissen zu ihnen zu reden: Es pflanzte einer einen Weinberg, zog einen Zaun ringsum, grub eine Kelter und baute einen Turm. Dann verpachtete er ihn an Weinbauern und ging ausser Landes. Und zu gegebener Zeit schickte er einen Knecht zu den Weinbauern, um von den Weinbauern seinen Anteil am Ertrag des Weinbergs einzuholen. Sie aber packten ihn und schlugen ihn und schickten ihn mit leeren Händen fort. Da schickte er einen anderen Knecht zu ihnen; den schlugen sie auf den Kopf und misshandelten ihn. Und er schickte einen anderen, und den töteten sie, und viele andere, die einen schlugen sie, die anderen töteten sie. Einen hatte er noch: den geliebten Sohn. Den schickte er als letzten zu ihnen, denn er sagte sich: Vor meinem Sohn werden sie Respekt haben. Jene Weinbauern aber sagten zueinander: Das ist der Erbe. Kommt, wir wollen ihn töten, dann wird das Erbe uns gehören. Und sie packten ihn und töteten ihn und warfen ihn aus dem Weinberg.

Was wird nun der Herr des Weinbergs tun? Er wird kommen und die Weinbauern umbringen und den Weinberg anderen geben. Habt ihr dieses Schriftwort nichtgelesen:

Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, er ist zum Eckstein geworden, durch den Herrn ist er das geworden, und wunderbar ist er in unseren Augen.

Da hätten sie ihn gerne festgenommen, doch sie fürchteten das Volk. Sie hatten nämlich erkannt, dass er das Gleichnis auf sie hin gesagt hatte. Und sie liessen ihn stehen und gingen fort.

Liebe Brüder und Schwestern. Einem sperrigen Text begegnen wir heute Morgen – einem Text voll Aggression und Gewalt. Und auch die Situation, in der Markus diesen Text verortet, ist eine sperrige und aggressionsgeladene: Jesus ist in Jerusalem eingezogen und hat dort die Händler aus dem Tempel vertrieben. Das hat nicht alle gefreut – allen voran die Obrigkeit nicht, die Hohen Priester und Schriftgelehrten.

Einen Tag nach dieser provokativen Aktion befindet sich Jesus wiederum im Tempel und wird nun von den Hohen Priestern, den Schriftgelehrten und den Ältesten hart angegangen. Nach einer ersten, heftigen Diskussion

über Jesu Vollmacht, erzählt Jesus seinen Gegnern nun das Gleichnis über den Weinberg und die Weinbauern, das wir soeben gehört haben. Die Obrigkeit ist nicht dumm. Sie versteht genau, worauf Jesus hinauswill: Sie selbst ist mit den Weinbauern gemeint, die der Herr des Weinbergs umbringen und mit neuen Weinbauern ersetzen wird. – Das ist ein Affront, und das hätte eigentlich eine drakonische Strafe verdient. Aber die Obrigkeit fürchtet das Volk und geht von dannen.

Vielleicht bleiben wir an dieser Gewaltspirale hängen, die hier beschrieben wird. Und vielleicht vergessen wir dabei den eigentlich so guten Anfang des Gleichnisses, die Geschichte mit dem Weinberg.

Was ist eigentlich mit dem Bild des Weinbergs gemeint? Ein Weinberg ist ja nicht ein normaler Acker, auf dem man Korn oder Rüben anpflanzt. Im Weinberg wachsen Trauben, und von Trauben allein lebt man nicht. Weinberge legt der Mensch erst an, wenn schon genügend Korn und Rüben vorhanden sind. Trauben geben den Saft, aus dem man Wein macht. Und Wein ist das Symbol des Fests, des Besonderen, des erfüllten Lebens.

Im Alten Testament ist das Volk Israel oft mit einem Weinberg gleichgesetzt (z.B. Jesaja 5). Israel ist also etwas Besonderes. Der Weinberg steht für die Erwählung Israels von Gott. Lesen wir das Gleichnis aus der Optik der ersten christlichen Gemeinden, aus einer Optik also, in dem wir auch das Markusevangelium zu verorten haben, so können wir nicht anders, als darin eine deutliche Spitze gegen die Obrigkeit des erwählten Volks zu verstehen. Diese wird ausgemerzt und ausgewechselt werden. Und von diesem Verständnis wäre es dann nur ein kleiner Schritt zu einer grundsätzlichen Kritik am jüdischen Volk. – Oft ist dieses Gleichnis stark antijüdisch interpretiert worden. Und ich hoffe, es gehe Euch wie mir: So will ich es nicht lesen.

Gibt es also eine andere Art, das Bild des Weinbergs zu verstehen? Können wir andere Dimensionen entdecken, andere Stimmen hören? Müssen wir das Gleichnis ausschliesslich auf das Gottesvolk und seine Obrigkeiten beziehen?

Wie wäre es, wenn wir den Weinberg als ein Bild von uns selbst anschauen? Wir selbst sind die Weinbauern, und der Weinberg ist in uns.

Der Weinberg ist dabei nicht ein einfaches Bild des Lebens an sich, eines Lebens, das primär nach Nahrung und Lebenserhaltung sucht. Das wäre das Bild des Korn- oder Rübenackers. Der Weinberg ist etwas in uns, das uns zusätzlich gegeben ist, etwas, das uns speziell und einzigartig macht,

jede und jeden von uns; etwas, was uns vom Lebewesen Tier unterscheidet. Es ist unsere je eigene Persönlichkeit.

Und dieser Weinberg, diese unsere eigene und einzigartige Persönlichkeit, ist nicht etwas, was wir uns selbst zugelegt haben. Gott legt in uns das an, was nur wir sind, das, was uns einzigartig macht. Gott pflanzt den Weinberg. Und Gott tut noch viel mehr: Der Herr des Weinbergs legt auch noch einen Zaun rings um den Weinberg, er gräbt eine Kelter (also eine Weinpresse) und baut einen Turm.

Wie können wir dieses Bild verstehen? Ich wage eine Deutung:

Der Zaun schützt den Weinberg vor Eindringlingen – wilde Tiere oder Räuber. – Der Herr des Weinbergs will, dass der Weinberg geschützt ist und dass die Trauben gefahrlos gedeihen können. Gott will, dass unsere Persönlichkeit geschützt ist und dass unsere Trauben, also diejenigen Früchte, die unser Leben einzigartig machen, gefahrlos in uns wachsen können. – Ich sehe in diesem Zaun ein Bild für den Glauben. Wir machen ihn nicht selbst. Er ist im Weinberg unserer Persönlichkeit angelegt und will uns schützen.

Der Turm ist einerseits eine Vorratskammer, andererseits ein Ort, den man besteigen kann und der einen Aus- und Überblick gibt. Ich entdecke in diesem Turm ein Bild der Hoffnung – diese Hoffnung einerseits, dass ich in meiner Erfahrungswelt viel aufnehmen und davon zehren kann, und andererseits die Hoffnung, die mich innerlich höher steigen lässt, wie wenn man einen Turm besteigt; die Hoffnung, die mir einen Aus- und Überblick über meinen Weinberg und weit darüber hinaus gibt.

Und schliesslich die Kelter, das Presswerk. Da ist etwas in mir drin, das es mir erlaubt, die Früchte, die in mir wachsen, nicht verfaulen und verdorren zu lassen, sondern sie ernten zu können, Saft aus ihnen zu gewinnen. Saft, der Leben und Freude spendet, Saft, der im Wein haltbar gemacht wird. Die Kelter ist das Bild einer tätigen Liebe, die das Wichtige aus den kostbaren Früchten des Lebens gewinnt und herausholt.

Glaube, Hoffnung, Liebe – Zaun, Turm und Kelter. Viel ist in uns angelegt. Viel übergibt uns Gott, mit dem wir leben und werken können – in unserem persönlichen Leben, aber auch in den Weinbergen unserer Gemeinschaften, in die wir gestellt sind. Auch die Kirche ist ein solcher Weinberg.

Jetzt aber geht der Herr fort, geht ausser Landes, wie wir es im Gleichnis lesen können. Die Pächter sollen nun eigenständig darin arbeiten, über

den Weinberg wachen, ihn beackern und beschneiden, Früchte pflegen, Trauben ernten und ihren Saft haltbar machen. Und das tun die Pächter unserer Geschichte auch – sie scheinen erfolgreich ans Werk gegangen zu sein und Ernte eingefahren zu haben.

Jetzt erst kommt der sperrige zweite Teil der Geschichte: Nach einer Zeit möchte der Herr des Weinbergs seinen Anteil am Ertrag des Weinbergs, also einen Teil des Weines, der gewonnen worden ist. Und das möchte Gott wohl auch von uns: Dass wir bereit sind, etwas von dem zurückzugeben, was wir erworben haben, was aus uns gewachsen ist, was aus uns fließt. – Wir sollen bereit dazu sein, einen Teil der Ernte loszulassen – bei uns persönlich, aber auch in unseren Gemeinschaften.

Die Pächter in unserer Geschichte können das nicht. Sie wollen alles für sich behalten. Vielleicht sagen sie sich: "Wir sind es ja schliesslich gewesen, die im Weinberg geschuftet haben, den Boden beackert, die Reben geschnitten, die Netze über die Weinstöcke gelegt, die Ernte eingefahren und die Trauben mühsam gekeltert! Wir haben doch die ganze Arbeit gemacht, weshalb etwas zurückgeben!" – Und sie vergessen dabei, was ihnen der Pachtherr gegeben hat, was alles schon da war, als sie mit der Arbeit begonnen haben: der Weinberg mit seinen Reben, der Zaun, die Kelter, der Turm. Alles das gehört ihnen nicht. Sie aber tun so, als gehöre es ihnen. Und weil sie eigentlich ganz genau wissen, dass dem nicht so ist, haben sie nur ein Ziel: selber zu Erben des Weinbergs werden; selber diesen Weinberg zu besitzen. Damit ihnen niemand mehr dreinreden kann. Deshalb wird alles, was vom Pachtherrn herkommt, misshandelt oder sogar getötet.

Bezogen auf die Obrigkeit in unserer Geschichte, scheint die Deutung klar zu sein: Sie meinen, Herrscher über das Gottesvolk zu sein. Ihnen gehört das Volk. Und sie vergessen, dass sie nur Pächter sind. Und wie ist das bei uns? Dort, wo wir Pächter in den Weinbergen sind? In unseren eigenen? In denjenigen, in die wir gestellt worden sind? Meinen wir, das gehöre doch eigentlich alles uns?

Der Pachtherr gibt nicht nach. Wieder und wieder schickt er seine Boten zu den Pächtern, um sie an sein Recht zu erinnern. Die Pächter hören nicht. Und es ist fast schon absurd: Sieht der Herr nicht, dass er auf verlorenem Posten steht? Wie kann er schliesslich sogar seinen Sohn schicken, der letzte Bote, der ihm bleibt? Wie kann er dieses Risiko eingehen? Warum lässt er nicht locker? Glaubt er wirklich daran, dass die Sache noch eine Wendung zum Guten nimmt? Glaubt er wirklich, wie wir lesen können, dass die Pächter wenigstens seinen Sohn respektieren?

Das Bild dieser steigenden Aggression und Gewalttätigkeit der Pächter auf der einen Seite und der Beharrlichkeit des Pachtherrn auf der anderen Seite lässt mich nicht los.

Auch wenn ich mich selbst in meiner Beziehung zu Gott nicht so verstockt und gewalttätig erlebe, so kenne ich doch zumindest diese Idee, dass das, was in mir ist und aus mir kommt, eigentlich ganz mir gehört. Dass ich da Herr und Meister bin und niemandem etwas schulde.

Doch wie sehr kenne ich diese Spirale der Gewalt und der Verstockung in so vielen Begebenheiten in dieser nahen und fernen Welt; dort, wo Dinge in unverständlicher und absurder Weise eskalieren – vielleicht auch, weil Menschen immer wieder meinen, dort, wo sie seien, gehöre alles ihnen, und dort können sie und nur sie entscheiden. Und dann krachts.

Ist dies das Ende der Geschichte? – Wir kehren zurück zum heftigen Gespräch zwischen Jesus und den Oberen im Tempel; Gespräch, das nur wenige Tage vor seinem Tod am Kreuz stattfindet. Ja, er wird dieser Sohn sein, gibt Jesus den Oberen zu verstehen, dieser Sohn, der von ihnen getötet und aus dem Weinberg geworfen werden wird.

Aber, mit einem neuen und erstaunlichen Bild hört unser Gleichnis auf: "Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden." Die Geschichte ist nicht zu Ende. Der Sohn, der tot aus dem Weinberg geworfen worden ist, wird am dritten Tag auferstehen. Und aus dieser Auferstehung wird Neues entstehen; auf dieser Auferstehung wird Neues aufgebaut werden. Alles Toben und Plagen und Morden wird nicht das letzte Wort haben. Mein Toben nicht. Und das Toben der Welt nicht. Gestern nicht. Und heute nicht. Und morgen nicht. Weil auch ausserhalb der Weinberge gebaut werden kann. Weil auch das, was hinausgeworfen worden ist, zum Baustein, ja sogar zum Eckstein in Gottes Reich werden kann. Ja, Gott wird sein Reich zu Ende bauen. Mit und ohne Weinberge. An Ostern hat er damit begonnen. Und wenn wir von Zeit zu Zeit auf die Hoffnungstürme in unseren Weinbergen steigen, sehen wir es wachsen, dieses Reich. Strahlend und gut. Es ist schon da. – Das ist die hoffnungsvolle und kraftvolle Verheissung am Ende dieses sperrigen Gleichnisses.

Vielleicht lohnt es sich, wenn wir uns immer wieder fragen, ob Gott den kleinen Anteil unserer Ernte nicht zum Bau seines Reiches verwenden will? Amen.